

Otto Friedrich Bollnow

Eduard Sprangers Briefe^{**}

In dem von Hans Walter Bähr herausgegebenen Band von Sprangers Briefen, der jetzt als 6. Band in der Ausgabe der „Gesammelten Schriften“ erschienen ist, entfaltet sich ein reiches Gelehrtenleben in der Folge der persönlichen Zeugnisse. Was in den anderen Banden in den fertigen Arbeiten erscheint, zeigt sich hier gewissermaßen im Innenaspekt, vom Lehen her, aus dem sie hervorgegangen sind. Diese Briefe bilden zusammen eine Art Autobiographie und sind um so beweiskräftiger, als sie ohne nachträgliche Deutung aus der jeweiligen Situation des Tages hervorgegangen sind.

Die Aufgabe des Herausgebers war nicht leicht. Über 4000 Briefe lagen ihm vor, fast alle eigenhändig in Sprangers klarer, sauberer Schrift. Und das wird nur ein Teil der überhaupt geschriebenen Briefe sein. Das meiste ist sicher verloren gegangen. In der Beantwortung der Briefe war Spranger sein ganzes Leben hindurch außerordentlich gewissenhaft. Wenn er auch später manchmal stöhnte unter der Last seiner Korrespondenz, so ging er doch sorgfältig auf jeden einzelnen Briefschreiber ein, der sich an ihn gewandt hat. Das ganze Material dieser Briefe zu veröffentlichen, war schon durch den Umfang ausgeschlossen. Man mußte auswählen. Der Herausgeber hat dadurch möglichst viel in dem einen Band zu vereinigen gesucht, daß er neben vollständig mitgeteilten Briefen andere auch nur im Auszug wiedergab. Das mag bedauerlich sein, war aber im Rahmen der gegebenen Grenzen sicher das Beste. Daß in eine solche Auswahl auch die Persönlichkeit des Herausgebers mit eingeht, ist unvermeidbar. Wir dürfen darauf vertrauen, daß der Herausgeber, der schon den 9. Band der Sprangerschen „Gesammelten Schriften“ herausgegeben hat, um ein möglichst vielseitiges und gerecht ausgewogenes Bild bemüht war.

Die Briefe umspannen die Zeit eines langen Lebens. Sie beginnen mit denen des neunzehnjährigen Studenten und enden erst wenige Tage vor dem Tode. Der Herausgeber gliedert sie in vier Teile, die sich zwanglos aus dem Lebensverlauf ergeben:

- (1) In einer neuen Generation (Berlin und Leipzig 1901-1920);
- (2) in Berlin in der Weimarer Republik (1920-1933);
- (3) in der Diktatur und im Zweiten Weltkrieg (1933-1945);
- (4) in den Nachkriegsjahren und in der Bundesrepublik (1945-1963).

In dieser Folge sind die Briefe zugleich ein Zeugnis der Epochen unserer jüngsten Geschichte, durch die dieses Leben hindurchgegangen ist.

Die Briefe sind wiederum sehr verschiedener Natur: Es sind Freundesbriefe, die vom täglichen Leben und den sich entwickelnden Arbeitsplänen berichten, es sind Briefe an [319/320] Kollegen, in denen wissenschaftliche Fragen diskutiert werden, es sind Briefe an verschiedene Stellen, die sein sachkundiges Urteil in Anspruch genommen hatten, und es sind wiederum auch Briefe an meist jüngere Menschen, die ihn um Rat gefragt hatten und auf die Spranger dann trotz seiner Arbeitslast bereitwillig einging. Einen großen Teil bilden, vor allem in den früheren Jahren, die Briefe an Käthe Hadlich, die oft geradezu den Charakter eines wissenschaftlichen Tagebuchs annehmen, die ausführlich von seinen Problemen sprechen und die darum besonders geeignet sind, den Weg seiner geistigen Entwicklung zu verfolgen.

^{*} Erschienen in: Zeitschrift für Pädagogik 14. Beiheft (), S. 319-332. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

^{**} Eduard Spranger: Briefe, 1901 – 1963. Herausgegeben von Hans Walter Bähr. (Eduard Spranger: Gesammelte Schriften. Band VII. Tübingen: Niemeyer 1977.

1. Die Berliner Anfänge

Am Anfang seiner geistigen Entwicklung steht, im Zusammenhang mit der allgemeinen lebensphilosophischen Bewegung seinerzeit, der Begriff des Lebens.¹ Er bekennt: „Das erste ist für mich nicht das Denken, sondern das Leben“ (S. 18). Er betrachtet mit Ehrfurcht „das ewige Rätsel des Lebens“ (S. 12, 19) und betont, „daß das Leben unendlich viel früher, unendlich viel mehr ist als alle Wissenschaft“ (S. 26). „Wissenschaft und Leben“ stehen darum im Gegensatz, und er sieht die Gefahr eines „Auslöschens des Lebens dem blassen Begriff zu Liebe“ (S. 7).

Das nicht im Verstand, sondern nur im unmittelbaren Erleben zu erfassende Leben ist ihm die ursprüngliche Gegebenheit. Es ist „das Eine, große, rätselhafte Leben“ (S. 73). Er spricht von ihm mit geradezu enthusiastischen Tönen, die an die gleichzeitig entstandenen Dichtungen des frühen Hofmannsthal erinnern: „Ich fühle es mächtig in mir rauschen“ (S. 7). „Ich fühle den Drang, es zu steigern, wie es bereits weit über das Tierische gesteigert ist“ (S. 7). Er will „Glück und Leid des Menschseins mit Bewußtsein tragen“ (S. 17). Mit deutlichem Anklang an Nietzsche heißt es bei ihm: Dieses Leben „arbeitet in uns unablässig, wie ein Vulkan: unablässig bilden sich neue Werte und Wünsche, und dieser Krieg ... ist in Wahrheit das Leben selbst“ (S. 20).

Von da aus ist Sprangers philosophische Position bestimmt, wie sie gleich im ersten der mitgeteilten Briefe ausgesprochen ist: „Zunächst in sich selbst das lebendige Verständnis aller Erscheinungen des gesamten Lebens auszubilden: das allein macht den Inhalt der heutigen Philosophie aus“ (S. 1), und er beruft sich schon in diesem ersten Brief auf Goethe als sein großes Vorbild. Die „heutige Philosophie“, zu der sich Spranger hier bekennt, ist im wesentlichen die geschichtliche Lebensphilosophie Diltheys, von der Spranger ausgeht und von der er sein Leben lang bestimmt ist. Von ihr übernimmt er die Kritik an der Einseitigkeit des naturwissenschaftlich-positivistischen Weltbilds und die Betonung der Eigennatur der Geisteswissenschaften. In den frühen Briefen an Käthe Hadlich steht diese Auseinandersetzung im Mittelpunkt. Sie bleibt aber die Grundlage seines gesamten Philosophierens.

In diesem Zusammenhang steht für ihn auch die Erziehung. Schon in dem genannten ersten Brief heißt es weiter, daß er stärker als sein Lehrer Dilthey „auf die tatsächliche Verwertung des historischen Bewußtseins für die praktische Lebensgestaltung dringe“ (S. [320/321] I). Er sieht das Leben auch in jedem andern Menschen und fühlt das Bedürfnis, es in ihm zu steigern. Hier sieht er von Anfang an seine Aufgabe: Ich „bin Pädagoge; denn jedes Sein, das ich vorfinde, erweckt in mir sofort eine Vorstellung davon, wie es behandelt sein will, um gefördert zu werden“ (S. 33). So heißt es schon 1904 in aller Entschiedenheit: „Wenn Erziehung nicht möglich ist, wozu sollte ich leben?“ (S. 9) „Solange ich denke, hat nur eins mich in Leidenschaft versetzt: Der Gedanke der Erziehung“ (S. 22). So spricht er mit Wärme von seiner Lehrtätigkeit an der Töchterschule. Daraus erwächst bei ihm der Plan, in Analogie zu Schleiermachers „Reden über die Religion“ eine Reihe von „Reden über die Erziehung“ zu schreiben, in denen er „die Erziehung als ein eigenartiges, neues, absolut selbständiges Lebensverhältnis“ entwickeln will (S. 21). Von diesem Plan ist damals nur die erste Rede ausgeführt und jetzt erst aus dem Nachlaß veröffentlicht worden.²

Vor allem aber erkennt er hier mit einer erstaunlichen Zielsicherheit von Anfang an seine Lebenaufgabe als die einer philosophischen Pädagogik. Schon als junger Student spricht er von seiner „großen Lieblingsidee einer philosophischen Pädagogik“ (S.5). Und wenig später schreibt

¹ Vgl. meine Darstellung: Die Pädagogik des jungen Spränge. In: Zeitschrift für philosophische Forschung 28 (1974), S. 161-179.

² Rede über Erziehung (1906). In: Gesammelte Schriften. I. Band: Geist der Erziehung. Hrsg. v. G. Bräuer u. A. Flitner. Heidelberg 1969, S. 420-429; vgl. dazu die Anmerkungen S. 450-454.

er an Paulsen: „Ich betrachte es als meine Lebensaufgabe, einmal eine solche [d.h. eine philosophische] Pädagogik zu schreiben“ (S. 23). Das bleibt dann seit den Leipziger Anfängen das Kernstück seines regelmäßigen Vorlesungszyklus. Es ist der Plan, an dem er sein Leben lang gehangen hat, und die einigende Mitte seiner Arbeiten. Noch 1948 hat er nachdem Zweiten Weltkrieg in Tübingen diese Gedanken in einer Vorlesung über die „philosophische Grundlegung der Pädagogik“³ zusammengefaßt.

Im Hintergrund steht in diesen frühen Jahren beherrschend sein Verhältnis zu Wilhelm Dilthey. Noch 1951 schreibt er im Rückblick auf diese Zeit über die Wirkung Diltheys: „Ich erinnere mich, daß Dilthey für meine Generation die Befreiung von den Lastern und Oberflächlichkeiten des 19. Jahrhunderts bedeutete“ (S. 275). Gleich im ersten Brief berichtet er vom Beginn einer Dissertation über Jacobi (S. 1), die er dann aber abbricht, weil er sich darin überfordert fühlte. Er leidet schwer unter dem Bruch mit Dilthey (S. 8) und ist um so glücklicher, als es dann zu dessen 75. Geburtstag zur Versöhnung kommt (S. 41) und schreibt beglückt über dessen Unterstützung bei seiner Habilitation (S. 43 ff.). Weitere Briefe handeln von der Beteiligung an der Umarbeitung einzelner Kapitel von Diltheys „Leben Schleiermachers“, deren Ausmaß bisher gar nicht bekannt war. Zwar schreibt der spätere Herausgeber M. Redeker, daß ihn Spranger auf das Vorhandensein weiterer Manuskripte aufmerksam gemacht habe, erwähnt aber nichts von Sprangers eignem Anteil.⁴ Erst aus neuerdings wieder aufgefundenen Briefen und Karten Diltheys, über die H. W. Bahr in den Erläuterungen berichtet (S. 411 ff.), geht hervor, daß Dilthey sogar Spranger vorgeschlagen hatte, den Band gemeinsam herauszugeben. Spranger hat dann aber nach Diltheys Tod, vorwiegend wohl infolge der durch seine Berufung entstandenen neuen Aufgaben, diesen Plan nicht weitergeführt. [321/322]

Wichtig ist dabei vor allem die Klärung seines Verhältnisses zu Dilthey. Auf der einen Seite hat sich Spranger ausdrücklich als Schüler Diltheys und als Vollender seines Werks betrachtet, aber er sieht diese Vollendung zugleich als eine entscheidende Korrektur. Schon 1904 schreibt er über dessen „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie“, sie seien „eine unerschöpfliche Fundgrube der tiefsten Psychologie und Philosophie, charakteristisch für seinen Leichtsinn wie seinen Tiefsinn“ und fährt fort: „Ich betrachte es geradezu als meine Aufgabe, ihn durch scharfe Systematisierung zu vollenden“ (S. 11). „Was bei ihm ... als intuitive Anschauung vorhanden ist, habe ich auf Formeln zu bringen versucht, die erkenntnistheoretisch streng sind“ (ebd.). Ganz ähnlich schreibt er in seinem Brief an Kerschensteiner, in dem er gegenüber dessen Anknüpfung an Dewey die Bedeutung Diltheys betont, von „diesem tiefblickenden, aber immer dunkel ringenden Geist“, der für ihn „ein großer Erreger war, trotz des allzu romantischen Nebels, der ihn immer von scharfen Umrißlinien des Lebens fernhielt“ (S. 69). Auch später bemängelte er, daß „Diltheys systematische Entscheidungen immer schillernd bleiben“ (S. 136), daß Diltheys Arbeit „wenig Boden im streng methodischen Sinne“ hatte (S. 138). Demgegenüber betont er klar seinen eigenen Standpunkt: „Wir müssen ... den Mut haben, gelegentlich auch etwas zu rationalisieren“ (S. 69).

Damit ist das Verhältnis dieser beiden so eng verbundenen und in ihrem Wesen so grundverschiedenen Denker deutlich ausgesprochen. Die Diltheyche Lebensphilosophie mit ihren Begriffen des Lebens und des Verstehens ist auch für Spranger der entscheidende Ausgangspunkt. Aber wo Diltheys Weg ins Dunkel führt, wo er mit seinem bohrenden Denken in immer neue Tiefen vorzudringen sucht, da zögert Spranger. Er vermißt die „klaren Umrißlinien“ und sucht Dilthey durch die im Neukantianismus (bei A. Riehl und F. Paulsen) erworbene methodische

³ Philosophische Grundlegung der Pädagogik. In: Gesammelte Schriften. II. Band: Philosophische Pädagogik. Hrsg. v. O. F. Bollnow u. G. Bräuer. Heidelberg 1973, S. 62-140. Über die verschiedenen Semester, in denen Spranger Vorlesungen über die philosophische Grundlegung der Pädagogik gehalten hat, vgl. dort S. 400 f.

⁴ Wilhelm Dilthey: Gesammelte Schriften. Band XIV: Lebens Schleiermachers, 2. Band (in 2 Halbbänden). Aus dem Nachlaß von Wilhelm Dilthey mit einer Einleitung hrsg. v. M. Redeker. Berlin 1966, S. XXIII.

Schulung zu „rationalisieren“. Er schrekt vor den letzten Konsequenzen Diltheys, wie Misch sie seitdem in beharrlichem Weiterdenken herausgearbeitet hat⁵, zurück. Das ist vielleicht Sprangers Grenze. Aber eben durch diesen bewußten Verzicht, auf die Beschränkung auf das Erreichbare, hat Spranger zugleich sein großes Werk möglich gemacht: das ungeheure Reich des Geistes vermesssen und in seinen Grundstrukturen durchsichtig gemacht zu haben.

2. Die Leipziger Jahre

In Leipzig nehmen ihn dann neue Aufgaben in Anspruch. Er berichtet seiner alten Freundin mit unverkennbarer Freude über den wachsenden Erfolg seiner Lehrtätigkeit. Im Zusammenhang mit der neuen Tätigkeit tritt gegenüber den mehr bekenntnishaften Briefen der Frühzeit immer stärker eine neue Form der sachlich diskutierenden Briefe heraus. Hierhin gehört vor allem der in Leipzig beginnende Briefwechsel mit Kerschensteiner, den Ludwig Englert schon vor einigen Jahren in einer vollständigen Ausgabe veröffentlicht hat⁶ und der hier wenigstens in einigen bezeichnenden Briefen vertreten ist. [322/323] Zwischen diesen beiden nach Alter und Eigenart so verschiedenen Männern, dem Theoretiker und dem Praktiker und Organisator, ergibt sich im Bewußtsein der gemeinsamen pädagogischen Aufgabe eine enge, bis zu Kerschensteiners Tod andauernde Verbundenheit.

Wie sehr sich Spranger schon damals seiner eignen Stellung bewußt ist, zeigt sehr schön ein Antwortbrief an Husserl. Bei aller Ehrerbietung vor dem älteren und berühmten Philosophen, den er in einem anderen Brief den „vielleicht produktivsten und originellsten Kopf der Gegenwart“ nennt (S. 97), hebt er doch sehr klar heraus, was ihn von dessen Phänomenologie unterscheidet: „Eine Ihrer Grundrichtung genau entgegengesetzte Organisation meines inneren Menschen ... enthält nichts von jenem Gesicherten, Definitiven, für alle Vorfindbaren und deshalb endgültig zu Erledigenden ... Meine geistige Welt wurzelt in der Vermählung des Philosophischen mit dem Historischen und Pädagogischen“ (S. 89).

In derselben Zeit zeichnet sich auch die Entstehung seiner „Lebensformen“ ab, jenes eigentlichen Hauptwerks, auf dessen systematisches Grundschema er in seinen späteren Arbeiten immer wieder zurückgreift. Es sind die sechs Lebensgebiete der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wirtschaft, der Gesellschaft und der Politik, denen jeweils ein eignes Ethos und ein eignes Bildungsideal und überhaupt eine eigne Persönlichkeitsstruktur entspricht (S. 63 ff., 68, 71 f., 78; zur zweiten, wesentlich erweiterten Auflage dann S. 103, 109). Ersieht aber von Anfang an zugleich auch die Gefahr einer zu starken Rationalisierung (S. 71). Dieser Gesichtspunkt tritt später in seinem Verhältnis zu seinem Frühwerk immer schärfer hervor. Schon 1933 schreibt er an Romero: „Seit ich die Lebensformen geschrieben habe, glaube ich manches zugelernt zu haben. Ich würde heut vielleicht weniger konstruieren, sondern mehr historisch und organisch verfahren“ (S. 149). Das muß man beachten, wenn man nicht sein Werk zu einseitig von den „Lebensformen“ her sehen will.

Dann aber wird die sich fruchtbar entwickelnde Arbeit durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs überschattet. Sprangers briefliche Äußerungen aus dieser Zeit sind besonders aufschlußreich, weil sie zeigen, wie völlig falsch die heute gelegentlich vertretene Auffassung ist, die ihn zum Vertreter des preußischen Nationalismus und Militarismus abstempeln möchte. Wo viele der damaligen deutschen Professoren von einer Weile des Nationalismus fortgerissen wurden,

⁵ Georg Misch: Lebensphilosophie und Phänomenologie. Eine Auseinandersetzung der Diltheyschen Richtung mit Heidegger und Husserl. Darmstadt 1967.

⁶ Georg Kerschensteiner — Eduard Spranger. Briefwechsel 1912—1931. Hrsg. v. L. Englert. München/ Wien/ Stuttgart 1966. Vgl. meine Besprechung in: Universitas 22 (1967), S. 8-14. Die Anmerkungen Englerts enthalten eine Fülle von wertvollen Angaben zu den betreffenden Jahren.

steht er abseits, und wenn es seiner Natur auch fernlag, öffentlich einzugreifen, so spricht sich doch in seinen vertrauten Briefen, vor allem an Käthe Hadlich, eine tiefe Besorgnis aus.

Schon vor dem Kriegsausbruch, in der Erkenntnis, daß „der große Weltenbrand“ nicht mehr zu verhindern sei, bemerkt er kritisch: „Ein großes Ideal trägt dieser Krieg nicht in sich“ (S. 59). Er beklagt „die exklusive Wirkung physisch-militärischer Macht“ (S. 70) und kritisiert, daß man auf Fichte als einem vaterländischen Denker „herumreitet“, während doch grade jetzt „die Solidarität der menschlichen Interessen den ganzen Erdball umspannt“ (S. 70). Wenn er nach einem möglichen positiven Ergebnis fragt, so sieht er dieses in der ersten Zeit noch, „so paradox es klingt“, in der „Stärkung der internationalen Beziehungen“ (S. 63, 70), in der Ausbildung einer stärkeren Rechtsordnung zwischen den Staaten, wenn nicht in einem endlich zu schaffenden Weltstaat (S. 63, 79). So spricht er schon 1915 davon „in welchem Sinne man gegen den Krieg sein muß“ (S. 74), und beklagt, daß man durch die Besetzung fremden Landes die Verständigung erschwert habe. Er bekennt, ebenfalls schon 1915, daß „ich einmal anders fühle als die meisten“ (S. 75), und [323/324] weiter: „Ich fühle mich als verantwortlich für die deutsche Zukunft ... Deshalb frage ich mich oft: wenn nicht irgendwer einmal zur Umkehr mahnt - wo soll da der Frieden herkommen?“ (S. 76). Aber er sieht für sich keine Möglichkeit zum eignen Eingreifen. Unter diesem Druck wird er krank und muß sich für ein Jahr vom Lehramt beurlauben lassen, aber er sieht selbst, daß der letzte Grund seiner Krankheit „seelisch-moralisch“ ist. Er bekennt von sich: „Ich war dieser Zeit, die uns so zum passiven Ertragen eines ungeheuren Schicksals zwingt, nicht gewachsen, oder umgekehrt: ich habe mich geistig so gegen sie aufgebäumt, daß zuletzt geschah, was ich im stillen wünschte, daß ich kaputt ging“ (S. 79).

Die Kritik an der deutschen Regierung verschärfte sich im Lauf der Monate. Er beklagte die Verlogenheit in dieser Situation, „die mit der Katastrophe enden muß“ (S. 80). Er schreibt: „Ja findest Du eigentlich, daß jemand die Wahrheit sagt? Ist nicht alles schablonenhafter Patriotismus?“ (S. 81) Er sieht sich selbst da hinein verstrickt: „Ich komme aus dem Druck dieser meiner inneren Unwahrhaftigkeit nicht los“ (ebd.). Als dann der Zusammenbruch immer näher heranrückt, gehört er zu den ersten, die sich mit dieser Lage ehrlich auseinandersetzen. Er schreibt jetzt, im Oktober 1918, also noch vor dem Ausbruch der Revolution: „Sind wir nicht seit Jahren über die Lage leichtfertig getäuscht worden? Ein solches Regiment mußte weggeweht werden ... Was für verstiegene Pläne sind allein von Universitätsprofessoren ohne Verantwortungsgefühl in die Welt geschrien worden! ... Es bleibt ein unsägliches Unglück für unser heroisches Volk, daß sieh sein grenzenloser Mut mit grenzenloser Dummheit seiner Führer paaren mußte“ (S. 90). Als man in dieser Lage zum „Endkampf“ aufrufen wollte, da ist er „entschlossen, dem sogar mit ausdrücklichen Worten entgegenzutreten“ (S. 92). Es bleibt nur die unabweisbare Notwendigkeit: „Es muß ein Ende gemacht werden“ (ebd.).

Und in dieser Lage des Zusammenbruchs sieht Spranger sogleich auch die Aufgabe einer inneren Erneuerung. Auf die Frage: „Welche Kräfte holen wir aus dem gegenwärtigen Zusammenbruch - denn der ist Tatsache - heraus?“ antwortet er in diesen Tagen mit einer entschiedenen Abwendung von seiner bisher vorwiegend konservativen Gesinnung: „Diese Kräfte liegen ... in der Sozialdemokratie“ (S. 91). Diese neue Erkenntnis sucht er mit seinem bisherigen Denken zu verbinden. So schreibt er: „Die Synthese des konservativen Staatsgedankens und des sozialistischen scheint mir der gegebene Weg, und dafür beginne ich (fast jeden Tag in einem Artikel) zu wirken“ (S. 97).

3. Die Berliner Wirksamkeit in der Weimarer Republik

Hier fühlt sich Spranger ganz verantwortlich für die neu entstehenden Aufgaben. „Es beginnt jetzt allmählich meine Zeit“ (S. 92). „Eine Fülle neuer Gedanken wächst schon jetzt aus den Lehren dieser bittersten Tage heraus, die kein andres Volk so schonungslos erlebt hat. Politische

Erziehung oben, nicht unten. Lehrerbildung! Jugendpflege, kurz: Mobilmachung der geistigen Kräfte“ (ebd.). Das hat Spranger schon im Augenblick des Geschehens selber klar erkannt: „Seine“ Zeit beginnt mit dem Zusammenbruch von 1918. Es ist die Zeit der Weimarer Republik, und wenn man einen Menschen nach der Höhe seines Wirkens beurteilt, so wird man Spranger als pädagogischen Repräsentanten der im geistigen Leben so fruchtbaren zwanziger Jahre bezeichnen müssen. Leider sind aus diesen für ihn wohl glücklichsten Jahren nur verhältnismäßig wenig Briefe erhalten. [324/325]

Schon während des Krieges war Spranger auch zur Mitwirkung an größeren Gremien (dem Deutschen Ausschuß für Erziehung und dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht) herangezogen worden. Eine Aufforderung, als Vortragender Rat in das Preußische Kultusministerium einzutreten, hatte er aber abgelehnt, um seine wissenschaftlichen Arbeiten nicht aufzugeben zu müssen (S. 84 ff.). Jetzt aber tritt er entschlossen aus dem bisherigen Gelehrtenstand heraus, und nach der bald darauf erfolgten Berufung an die Berliner Universität entwickelt er neben einer intensiven Lehrtätigkeit in meist überfüllten Hörsälen eine ausgedehnte Mitarbeit am Neuaufbau des Bildungswesens, die sich auch in seinen Briefen deutlich verfolgen lässt. Er berichtet darin von seiner Teilnahme an der Reichsschulkonferenz, er äußert sich zu den Fragen der Einheitsschule, der Berufsschule, der Erwachsenenbildung, der Frauenbewegung und des Kindergartens, der Jugendbewegung usw. Vor allem aber bewegen ihn die Fragen der Lehrerbildung. Er wandte sich entschieden gegen die Einbeziehung in die Universitäten und forderte die Einrichtung eigener „Bildnerhochschulen“, wie sie dann nach seiner Anregung in den preußischen Pädagogischen Akademien verwirklicht wurden. In all dem verweisen die meist nur kurzen Andeutungen in den Briefen auf das, was in den Schriften dieser Zeit ausführlicher begründet ist.

Dabei ist zu beachten, wie früh sich schon Spranger vom klassisch bestimmten Humanitätsideal seiner frühen Jahre, wie es etwa in seinen beiden Humboldt-Büchern zum Ausdruck kommt, gelöst hat. Wie weit dabei die Erschütterungen durch den Ersten Weltkrieg mitgewirkt haben, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls schreibt er schon im Januar 1916 an Kerschensteiner: „daß die schöne freie Entfaltung der Persönlichkeit in der heutigen Kultur nicht mehr das Letzte ist, sondern die Persönlichkeit, die vom sozialen Ganzen ihre besten Werte empfängt und ihm damit seine besten Werte zurückgibt“ (S. 77). Er erkennt: „Es ist doch ein neuer Typus Mensch, der da werden will, und ihn in seiner Lebendigkeit zu schauen, ist das Ziel, das ich allen meinen Arbeiten stecke“ (S. 78). Diese Erkenntnis zwingt ihn, das Problem der Bildung immer neu zu durchdenken und sich in diesen Jahren insbesondere den Fragen des Berufsschulwesens zuzuwenden. Noch 1932 heißt es einmal ganz klar, „daß man das Ideal inhaltlicher Allgemeinbildung doch schon lange aufgegeben hat. Selbst unser klassisches Bildungsideal deuten wir heut doch nicht mehr im Sinne der ‚harmonischen Persönlichkeit‘, wohl aber immer noch im Sinne des ganzen Menschen, des in seiner Art ganzen Kerls, und so verstanden: als Persönlichkeit“ (S. 145, vgl. 312 f.).

In dieser Zeit fällt auch die Ausarbeitung seines zweiten Hauptwerks, der „Psychologie des Jugendalters“. Mit berechtigtem Stolz berichtet Spranger: „Es wird ein Buch, wie es ... in der Weltliteratur nicht existiert: Gemälde eines Lebensalters, die Lebensform der Jugendzeit“ (S. 118).

Es ist erstaunlich, wie sich neben dieser ungeheuren Arbeitslast noch ein umfangreicher Briefwechsel entfalten konnte. Neben sich immer mehr häufenden Briefen, in denen er jüngere Erzieher bei ihren Arbeitsplänen berät, treten ausführliche briefliche Auseinandersetzungen mit den Anschauungen geistesverwandter Gelehrter wie H. Rickert, W. Jaeger, O. Spengler, L. Binswanger, später dann auch R. Minder, N. Hartmann, H. Leisegang und viele andre. Dazu kommen die ihm sachlich wie persönlich nahestehenden und bald auch durch die gemeinsame Herausgabe der „Erziehung“ verbundenen Pädagogen W. Flitner, F. Blättner und später dann auch H. Wenke. Auch die bis zu dessen Tode währende Freundschaft mit dem griechischen Pädagogen (und zeitweiligen Kultusminister) H. Louvaris beginnt schon in den frühen Berliner Jahren. [325/326]

Der reiche Inhalt dieses Briefwechsels kann nur an einigen Beispielen angedeutet werden. Ein Brief an A. Metzger interessiert vor allem wegen seiner Stellungnahme zur Phänomenologie. Er wendet ein, daß der Außenstehende „oft vergeblich jene Evidenz zu entdecken sucht, mit der die Phänomenologie das Sein wieder in den Griff zu bekommen sucht“ (S. 137). Er kritisiert, daß das, was hier in der „Anschauung“ als „selbstgegeben“ erscheint, „der andere ganz anders erschauen“ kann und daß somit die Phänomenologie, statt den Relativismus zu überwinden, „die Sache noch schlimmer gemacht [hat], indem unkontrollierbare Erfassungsweisen eingeführt wurden“ (S. 137). Er wendet ein, daß die Zerschneidung des Zusammenhangs mit der Einzelwissenschaft die phänomenologische Arbeit „unsicher und unfruchtbar“ gemacht habe, und betont gegenüber der trügerischen „Offenbarung des ‚Sichgebens‘“, unter Berufung auf Dilthey die „Offenbarungen“, die „aus der Geschichte und Bewegung des Geistes“ gekommen sind (S. 138).

Binswanger gegenüber weist er bei der Gemeinsamkeit in der Bemühung um eine verstehende Psychologie auch auf den Unterschied hin, der dadurch gegeben sei, daß dieser seine Psychologie aus der psychiatrischen Praxis gewinnt, er aber „größtenteils an historischen Persönlichkeit, aber auch in pädagogischen Zusammenhängen“ (S. 126). Mit Spengler fühlt er sich einig in der Erkenntnis der Gefahren des Historismus und sieht die Gemeinsamkeit im Kampf, „durch die Geschichte hindurchgehend die ‚bloße‘ Geschichte zu überwinden“ (S. 125), aber er läßt die von Spengler vertretene Möglichkeit einer „heroisch-aktiven Geschichtsauffassung“ beiseite und betont, daß die morphologische Geschichtsbetrachtung „auf ihre Art auch eine Erkenntnis ewiger Ideen“ sei (S. 124). Im Brief an Käthe Hadlich bezeichnet er allerdings dessen ihm zugesandten Aufsatz „Pessimismus?“ wesentlich kritischer als „jungenhaft schlecht und frech“ (S. 109).

4. Die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft

Besonders wichtig sind die Briefe aus der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft; denn sie geben als unmittelbare Zeugnisse einen sonst schwer erreichbaren Einblick in die Situation eines Hochschullehrers in der damaligen Zeit. Eine tiefe, mit den Jahren wachsende Depression durchzieht alle diese Briefe. Besonders in den vertraulichen Briefen an Käthe Hadlich drückt sich schon früh die Besorgnis über die unheilvolle politische Entwicklung aus. Schon 1930 schreibt er in tiefem Erschrecken: „Die Welt brennt.... Mir kommt es vor, als ob wir träumend am Abgrund stünden“ (S. 138). Er fühlt sich unverstanden und vereinsamt in diesem ihn bedrückenden Wissen. Für sich sieht er im Fall einer nationalsozialistischen Regierung nur die Möglichkeit eines „Rückzugs ins Privatleben“; denn, so bemerkt er, „diese Bewegung verträgt keine Menschen mit eigenem Kurs“ (S. 147).

Als dann die nationalsozialistische Herrschaft wirklich hereingebrochen ist und sofort mit rigorosen Entlassungen in den Lehrkörper der Universitäten eingreift, ist er entsetzt über die Panikstimmung im Vorstand des Hochschulverbands, der sich zu keiner entscheidenden Antwort auffassen kann. Die Geschichte seines eignen Rücktritts vom Lehramt als Protest gegen die Maßnahmen der Partei kommt in den Briefen nur kurz zur Sprache. Sie ist, zusammen mit den Gründen, die ihn schließlich zur Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit [326/327] bestimmt haben, an anderer Stelle von ihm selbst dargestellt worden.⁷ Aber gewichtig ist das Bekenntnis im Brief an einen Schweizer Kollegen: „Ich gehöre nicht etwa zu den Gemaßregelten, sondern ich habe nicht mehr mitgekonnt. Daher der schwerwiegende Schritt“ (S. 152). Nachdem sich eine Berufung in die Schweiz zerschlagen hat, überlegt er ernsthaft einen Berufswechsel; „denn wider das Gewissen zu handeln ist beschwerlich und gefährlich“ (S. 159). Drei Jahre später wiederholt er seinen Widerstand noch einmal ganz klar: „Es ist das innerste Nichtkönnen. Um des deutschen Volkes

⁷ Eduard Spranger: Mein Konflikt mit der Hitlerregierung 1933. Als Manuskript gedruckt 1955, in: Universitas 10 (1955), S. 457-473.

willen nicht können“ (S. 171).

Der durchgehende Grundzug in den Briefen dieser Jahre ist eine völlige Verzweiflung. Schon bei Gelegenheit seines Rücktrittsgesuchs heißt es: „Wofür ich gelebt und gekämpft habe, ist nicht mehr da“ (S. 153). In tiefem Erschrecken fragt ersieh: „Wohin steuert das alles?“ (S. 156) Er sieht, wie die Universität zur militärischen Ausbildungsstätte wird. Schon 1933, zur Zeit des allgemeinen Jubels also, schreibt er: „Es riecht sehr nach Krieg“ (S. 155). Er sieht das selbständige Denken unter den Studenten immer mehr schwinden und bemerkt mit Bitterkeit: „Der jetzigen Generation ist es schon vertraut, daß sie nur kanalisiert ihre Gedanken strömen lassen darf“ (S. 199). Wahrhaft erschütternd aber ist der verzweifelte Ausruf in einer wahnsinnig gewordenen Welt: „Führen wir nicht den König Lear auf? Muß nicht eine gesunde Generation unter Psychoopathen wahnsinnig werden? Ist es nicht eine noble Art des letzten Widerstandes - auch wahnsinnig zu werden?“ (S. 170)

Dabei versucht er noch im einzelnen zu helfen, wo er eine Möglichkeit sieht (S. 155, 166, 205). Vom Versuch eines geistigen Widerstands zeugen die Stellen, wo er vom Schicksal der von ihm mit herausgegebenen Zeitschrift „Die Erziehung“ spricht. Sie sind bezeichnend für die damalige Situation der Zeitschriften, die ihre Unabhängigkeit zu bewahren suchten. Zuerst versucht er, die „Erziehung“ vom politischen Druck freizuhalten, indem er nach Gebieten sucht, „die interessant und doch nicht unmittelbar bedrohlich sind“ (S. 159). Aber es wird zu einem zermürbenden Kampf. Er „weiß, wie da der Druck geübt wird“ (S. 199), aber er weiß die Zeitschrift als eines der wenigen unabhängigen Organe durchzuhalten, bis sie schließlich doch durch einen „Gewaltakt“ der Reichsschrifttumskammer zur Einstellung gezwungen wird (S. 213).

Insbesondere wendet sich Spranger gegen den „übersteigerten Nationalismus“ (S. 156). Er kann im Nationalen als solchem nicht „das absolut Höchste“ (S. 168) sehen. „Volk ist ja auch ein Hühnervolk“ (S. 170), bemerkt er einmal sehr bitter. Für ihn sind Volk und Heimat nur wertvoll, „weil sie Gefäße des Göttlichen sind“ (S. 169). Vor allem aber beklagt er, daß man die Deutschen von der „gemeineuropäischen Überlieferung“ abschneiden will (S. J61), die lief im Christentum begründet ist (S. 169). Immer entschiedener bekennt er sich zum Christentum als dem einzigen bleibenden Halt. „Nimmt man das [Christentum] weg – welche Moral, welche Bindung bleibt dann noch?“ (S. 196)

Wie eine Idylle erscheint in dieser Zeit der Aufenthalt in Japan. Er sieht in ihm „das freiwillige Exil auf Zeit“ und fügt resigniert hinzu: „auf Zeit – auf welche Zeit?“ (S. 170) Und am Ende schreibt er dann: „Die Rückkehr liegt wie ein Alp auf mir“ (S. 176). In Japan lernt er staunend einen aus anderer Tradition erwachsenen „Humanismus anderer Art“ kennen (S. 173) und bemüht sich trotz der Verschiedenheit der Sprachen und der [327/328] Kulturen in ihn einzudringen. Begeistert spricht er von der Schönheit des alten Nara. Und tief begeistert ist er von den japanischen Kindern: „Überhaupt diese Kinderaugen! Mißtrauen, Staunen, dann aber gleich Fröhlichkeit und Begrüßung. Japan, glückliches Land der Kinder!“ (S. 177) Und noch einmal: „Ich werde nie die Worte finden, den Reiz der japanischen Kinder zu schildern. Das hat Gott nur einmal gemacht“ (S. 178).

Nach der Rückkehr findet er in Deutschland eine bedrückende Atmosphäre vor. „Das Ungeheure rollt seinen Wagen. Aber es ist ein Schicksalswagen“ (S. 184), schreibt er an Werner Jaeger. Mit dem Fortgang der Kriegsergebnisse gewinnt das Leben unter der Bedrohung der immer schwereren Fliegerangriffe eine immer größere Bedeutung. Er erlebt erschüttert die Zerstörung seiner geliebten Vaterstadt Berlin. Er berichtet, wie der Weg zur Vorlesung durch die zerstörten Stadtteile führt (205). „Die Zerstörungen sind fürchterlich“ (S. 213). Und am Ende: „Unser' Berlin existiert nicht mehr“ (S. 214).

Aber in allen Zerstörungen, selbst in der schon großenteils zerstörten Universität, hält er mit äußerster - wir können in diesem Sinn sagen: preußischer - Pflichterfüllung an seinen Vorlesungen fest. Erfindet dabei Trost in der Ausdauer der Studenten, die von Anfang an in den schwierigen

Zeiten zu ihm gehalten hatten: „Die Vorlesungen und Übungen machen immer noch berechtigte Freude. Wenn trotz aller Nöte fast immer alle vollzählig da sind, so ist das wohl ein Beweis, daß man nicht ganz an den Gemütern vorbeiredet“ (S. 221). Wohl das erschütterndste Stück ist ein Brief, in dem Spranger seiner alten Freundin Käthe Hadlich von der Gefangenschaft in Moabit berichtet: „Geholfen hat mir aber auch die eigentliche Philosophie nichts, nicht die Stoiker, nicht Hegel, nicht Goethe. Die direkt religiöse Frage hat mich tief ergriffen. ... Von den seelischen Qualen der Haft... läßt sich schwer ein Bild geben“ (S. 222). „Ich darf wohl sagen: unmittelbarer habe ich nie vor Gottes Angesicht gestanden“ (S. 223).

5. Die Tübinger Altersjahre

Am reichsten ist der letzte Lebensabschnitt, die Zeit vom endgültigen Zusammenbruch im Jahr 1945 bis zu Sprangers Tod im Jahre 1963, dokumentiert. Als Spranger schon ein Alter erreicht hatte, in dem sich die meisten Menschen in den Ruhestand zurückziehen und vor allem die Gelehrten sich auf eine stillere wissenschaftliche Arbeit beschränken, war er durch die Not der Zeit noch einmal gezwungen, öffentliche Verantwortung zu übernehmen. Denn von der jüngeren Generation waren viele im Krieg gefallen, andre waren zur Emigration gezwungen, und von denen, die zurückgeblieben waren, erschienen den Besatzungsmächten die meisten in politischer Hinsicht nicht hinreichend vertrauenswürdig. In dieser Situation fiel der Generation, die schon in den zwanziger Jahren ihre große Leistung vollbracht hatte und die dann durch den Nationalsozialismus ihres Einflusses beraubt worden war, die Aufgabe zu, noch einmal die Verantwortung für den deutschen Wiederaufbau zu übernehmen. Diese Aufgabe hat auf pädagogischem Gebiet Spranger, zusammen mit den ihm in der Gesamthaltung nahestehenden Altersgenossen Litt und Nohl, mit einem hohen Verantwortungsbewußtsein übernommen.

Die Zeit des Berliner Rektorats, in dem er sich um den Wiederaufbau der alten Berliner Universität bemühte, die aber dann infolge der damaligen politischen Situation zur Erfolglosigkeit verurteilt war, kommt nur wenig zur Sprache. Neben der starken [328/329] Inanspruchnahme durch die organisatorischen Aufgaben wird das durch die erst zögernd in Gang kommenden Postverbindungen bedingt sein. Auch die Übersiedlung nach Tübingen und die hier von dankbar mitgehenden Studenten beginnende Lehrtätigkeit wird nur kurz erwähnt. Was sich in den Briefen zunächst in den Vordergrund drängt, ist eine umfangreiche beratende Tätigkeit. Von den verschiedensten Seiten, von Ministerien wie von Privatpersonen, wird er um sein Urteil gebeten, und er zögert nicht, entschieden und verantwortungsbewußt Stellung zu nehmen. So äußert er sich ausführlich zu den neuen hessischen Geschichtslehrplänen (S. 256 f., 264 f.) und zur Lehrerbildung (S. 312f.). So bemüht er sich um die Fortführung der Goethe-Gesellschaft (S. 247, 266f.). Er wendet sich in der Deutschen Forschungsgemeinschaft gegen die Vernachlässigung der Geisteswissenschaften (S. 276 ff., 306 ff., 343 ff.). Insbesondere bemüht er sich als Vizepräsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Zusammenhang mit der geplanten Wiederaufrüstung um eine Stellungnahme zur Frage der Mitverantwortung der Wissenschaft (S. 279f., 291 f.). Dagegen verweigert er seine Stimme, wo es sich nach seinem Urteil um sinnlose Deklamationen handelt, wie zur Wiedervereinigung Deutschlands (S. 291), zur Verlegung der Bundeshauptstadt nach Berlin (S. 312) und vor allem zur Teilnahme am „Kongreß Rettet die Freiheit“; denn „die Freiheit kann nur durch Tun, nicht durch Reden gerettet werden“ (S. 345). Viele Gedanken, die in den Briefen zur Sprache kommen, sind in den gedruckten Veröffentlichungen dieser Jahre ausführlicher entwickelt worden und brauchen darum hier nicht wiederholt zu werden, doch seien wenigstens einige Grundgedanken hervorgehoben. Das eine ist das ihn schon seit längerem beschäftigende Problem der „Kulturpathologie“, das er darum zum Thema seiner Tübinger Antrittsvorlegung gemacht hat (S. 243, 246), die bange Frage, „wieviel wir denn an der von uns geschaffenen Kultur noch steuern können, wie weit sie andererseits

übermächtig über uns geworden ist“ (S. 251).

Ein andres Problem ist die ihm durch seine Gutachtertätigkeit nahegebrachte Frage nach der Neuorientierung des Geschichtsunterrichts. Gegenüber den Bemühungen um eine neue Zielsetzung betont er, daß in unserer „ins Chaos geratenen Welt“ (S. 257) ein „fest fundierter, weltanschaulich nicht erschütterbarer Geschichtsunterricht... überhaupt nicht festlegbar“ ist (ebd.). Man dürfe nicht versuchen, die uns bedrängenden letzten Fragen auf die Schule abzuwälzen. Er betont statt dessen die Wichtigkeit des einfachen Tatsachenwissens, das er bei den gegenwärtigen Studenten so sehr vermisste. Darüber hinaus sei wichtig, daß an dem relativ festgewordenen Geschichtsbild bis 1815 „die entscheidenden historischen Auffassungs- und Deutungskategorien entwickelt und eingeübt werden“ (S. 258). Aber er warnt vor voreiligen Festlegungen.

Den Bemühungen, im Naturrecht gegenüber den Erschütterungen des rechtlichen Denkens in der vergangenen Zeit wieder einen festen Halt zu gewinnen, stimmt er durchaus zu. Aber er sieht dabei die Schwierigkeiten, die durch die geschichtliche Wandelbarkeit aller konkreten Moralen gegeben ist. Im Inhaltlichen gibt es „kein fertiges, zeitloses Naturrecht“ (S. 256). Zu Zeiten der Sippengesellschaft kann sogar die Pflicht zur Blutrache „gute positive Rechtsnorm“ sein (S. 382). „Was nun vom Naturrecht übrig bleibt, ist nicht ein Inbegriff unanfechtbarer Sätze, wohl aber eine vom (metaphysisch verwurzelten) Gewissen getragene, geradezu rechtsschöpferische Entscheidung für eine Gestalt des Menschentums, die als gottgewollt erfahren wird“ (S. 297). In diesem eingeschränkten Sinn spricht Spranger von einem „Naturrecht als Zukunftsrecht“ (S. [329/330] 253, 254).

Damit verlagert sich die letzte Entscheidung in das Gewissen des Einzelnen. Er betont: „Die eigentliche Geburtsstelle des Sittlichen liegt nämlich im Gewissen“ (S. 262). Dieser für Spranger seit je her zentrale Begriff gewinnt in den letzten Jahren ein immer größeres Gewicht. Dabei sieht er die eigentliche Leistung des Gewissens nicht da, wo es sich in einer vorgegebenen Wertordnung bewegt, sondern wo es als „produktives Gewissen ... gerade da seinen Höhepunkt hat, wo es nicht in vorher festgelegte Bahnen weist“ (S. 326).

Der durchgehende, in der Spranger-Rezeption wohl nicht immer hinreichend beachtete Grundzug ist eine tiefe Religiosität, und zwar nicht erst in den letzten Lebensjahren, sondern von den ersten Anfängen an. Schon in den ersten Briefen betont er den für ihn unlösabaren Zusammenhang von Pädagogik und Religiosität (S. 23). Er bekennt sich jederzeit mit Nachdruck zum Christentum, aber es ist ein „humanistisch gefärbtes Christentum“ (S. 245), für das die Religion nicht im Gegensatz zur Kultur steht, sondern diese anerkennt, aber in dem Sinn, daß „diese Welt nicht das letzte Wort sein“ kann (S. 56), erweitert und vertieft und so erst ein volles Menschenleben ermöglicht. In dieser Überzeugung kann er in der Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Totalitätsansprüchen erklären: „Es geht wirklich um das Christentum“ (S. 168).

Aber er wendet sich entschieden gegen die an Kierkegaard anknüpfenden und in Karl Barths „Dialektischer Theologie“ zur Herrschaft gekommenen kulturfeindlichen Tendenzen in der evangelischen Theologie. „Von der Verzweiflung, der Angst, der Negation jeglichen Kulturwertes scheint mir der Weg zum Evangelium der Liebe schwer zu finden“ (S. 245). Er kritisiert an Barth, daß er „Religiosität und Kultur in einer unerhörten Weise auseinandergerissen hat“ (S. 264, vgl. S. 320,338). Denselben Einwand erhebt er auch gegen die seinerzeit einflußreichen Existenzphilosophen: „die seit Jahrzehnten nur den Puls ihrer ‚Existenz‘ befühlen oder am Rande zum ‚Nichts‘ nichtsnutzige dahintauemeln“ (S. 336 f.).

Von besonderem Interesse sind die Äußerungen, in denen er zu seinen früheren Büchern Stellung nimmt. So schreibt er hier, daß die „Lebensformen“ ihm inzwischen ferngerückt seien (S. 346). Auch die „Psychologie des Jugendalters“ sei auf eine bestimmte Jugendgeneration bezogen, so daß es ihn wundere, daß das Buch immer noch so stark gefragt sei“ (S. 356). Wichtig sind besonders die Stellen, in denen er zum Wertproblem Stellung nimmt. Wenn er auch auf der einen Seite an der Ablehnung einer wertfreien positivistischen Wissenschaft festhält, so rückt er

doch von seinem früheren starren Wertbegriff ab. „Im Laufe der Jahre habe ich immer mehr erkannt, daß das Ausgehen von einer Theorie der Werte überhaupt kein günstiger Ansatz ist. Es besteht der Verdacht, daß da ein indirekter Einfluß der ökonomischen Werttheorie des 19. Jahrhunderts beteiligt ist“ (S. 347), oder an anderer Stelle: „Ich habe früher auch mit der Werttheorie experimentiert, halte sie aber heute für wenig geeignet, in den Geisteswissenschaften vorwärts zu helfen“ (S. 381). Er habe darum an deren Stelle eine „Theorie der Geistesstrukturen“ gesetzt (S. 347).

Unmittelbare Selbstzeugnisse sind bei einem so verhaltenen Menschen wie Spranger selten, doch hat er immer wieder die Verbundenheit mit seiner märkischen Heimat und seiner Vaterstadt Berlin betont. So schreibt er einmal in seiner großen Bescheidenheit, er glaube, „nur ein mittlerer Gelehrter, aber immer ein tüchtiger Berliner“ gewesen zu sein (S. 323). Als ein Höhepunkt dieser Briefsammlung sei der kostbare Brief an R. Thieberger hervorgehoben, in dem er in seiner Antwort auf dessen ihn betreffenden Aufsatz sich als „richtiger Berliner“ darstellt, dessen „schnoddrige“ Haltung mit dem [330/331] „Mir kann keener“ nur eine zarte, im Grunde rührselige Seele verdecken soll. Auch die an ihm hervorgehobene Höflichkeit sei nur die Folge seiner eignen Angewiesenheit auf die Rücksichtnahme seiner Mitmenschen. Und zur Ironie: „Auch dies gehört zum Berliner: er meint es nicht böse; er denkt im stillen: ‚Es geht Dir ja auch dreckig, und so wollen wir uns ein bißchen aufs hohe Pferd setzen; runter fallen wir ja doch‘,“ (S. 331 f.).

Hervorgehoben seien als menschliche Zeugnisse noch die beiden ergreifenden Briefe an den todkranken Peter Wust und die Briefe an Albert Schweitzer als schöne Zeugnisse einer auf tiefer Verbundenheit im Kampf um die Menschlichkeit beruhenden Altersfreundschaft.

6. Die letzten Lebensjahre

Erschütternd ist es, wie sich das Bild dieses reichen und erfüllten Lebens gegen das Ende hin zunehmend verdüstert. Sprangers Lebensgefühl war von Anfang an überschattet von einer tiefen Schwermut, und die Erfahrung der Vergänglichkeit hat schon in der Jugend schwer auf ihm gelagert (S. 37, 57, 223, 293). Diese Züge haben sich unter den Erfahrungen der nationalsozialistischen Herrschaft und dem Druck des Zweiten Weltkriegs weiter verstärkt.⁸ Jetzt aber, unter dem Eindruck des qualvollen Sterbens seines alten Freundes Theodor Litt⁹ und dem bald danach erfolgten Tod seiner Frau überkommt es ihn mit neuer Heftigkeit. Er klagt: „Ich komme vom Erlebten nicht wieder los“ (S. 398). Todesgedanken hatten ihn seit längerem beschäftigt (S. 355). In der Rechenschaft über das vergangene Leben bedrückt ihn der Gedanke, „daß wir die uns geschenkte Lebenszeit nicht ausreichend ausgenützt hätten“ (S. 389, vgl. S. 398). Ihn quält die Vorstellung: „Alles, was ich gelebt habe, versinkt im Nichts; und so kann es doch nicht sein“ (S. 355). Das Letzte, was bleibt, wenn alles vergeht, ist für ihn die Individualität. Er schreibt hier: „Ich könnte dem Menschenleben keinen Sinn zuschreiben, wenn der Individualität keine Unzerstörbarkeit zukäme“ (S. 387). „Seelische Individualität ist das einzige, was es wirklich gibt“ (S. 395). Daß man den Schmerz um den Tod des geliebten Menschen nicht überwindet, ist für ihn der „stärkste Hinweis auf die Unzerstörbarkeit eines Kernes der Individualität“ (S. 398).

Wie sich der Kreis der Briefempfänger zuletzt auf wenige vertraute Menschen beschränkt, so verlieren auch die sonstigen Interessen ihr Gewicht. „Im Augenblick ist es so, daß mich nur noch das Metaphysische interessiert“ (S. 398), schreibt er an Albert Schweitzer. „So bleibt mir nichts als die Meditation über ‘die letzten Dinge’“ (S. 399). Aber da bieten sich keine Lösungen.

⁸ Über die Entwicklung bis zum 80. Geburtstag vgl. meine Darstellung: Sprangers Alterswerk, Wege einer Alterserkenntnis. In: Universitas 17 (1962), S. 645-661, dazu Sprangers Antwort, hier S. 377 f., und ergänzend über das letzte Jahr in der Gedenkrede in: Universitas 18 (1963), S. 149-160, dort S. 158.

⁹ Vgl. dazu Sprangers in diesem Jahr entstandenen Aufsatz: Vom metaphysischen Leid, in: Universitas 18 (1963), S. 561-574, und seinen Nachruf auf Theodor Litt ebd. 18 (1963), S. 1263-1270.

„Treibt man sie ehrlich ... so kommt man immer auf das Gleiche hinaus wie der alte ehrliche Kant, nur mit ein paar moderneren Ausdrücken“ (ebd.). „Und wenn man nun ‚erlöst‘ wird, nämlich zum Frieden Gottes, ist das dann gleichbedeutend mit einer Wieder-Entpersönlichung, wie die Buddhisten glauben? Nach [331/332] einem langen Mühen um etwas Klarheit, einige Direktive, ist eigentlich alles wieder dunkel“ (S. 401). Und so heißt es noch im letzten der mitgeteilten Briefe, wieder unter Berufung auf Kant: Wir fühlen uns „im Metaphysischen so hilflos, obwohl wir doch aus ihm kommen, leben, weben und in ihm sind“ (S. 402).

Einen besonderen Hinweis verdient die Arbeit des Herausgebers H. W. Bahr. Er hat aus genauer Kenntnis des Nachlasses, aus dem er manches herangezogen hat, was sonst unbekannt geblieben wäre, in einem umfangreichen Anmerkungsteil die Briefe erläutert, die Situationen beschrieben, auf die sie Bezug nehmen, und so erst die Briefe zu einer Art Biographie zusammengefügt.